17 — Illustrirtes Sonntagsblatt. — 1885
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Bilo.

Erzählt von Carit Etlar.

(Fortsetzung.)

„Da es scheint, daß die Sache allhier zum Austrage gebracht worden ist," sagte Villassen vor sich hin, „dürfte es an der Zeit sein, sich zu entfernen. Es erübrigt mir nur noch, ehe ich der Stadt den Rücken wende, an einer anderen Stelle eine Prise Tabak anzubieten."

Er schlich sich behutsam längs der Deichen und verschwand im Schatten des alten Plankwerks.

Der Lärm von der Wiese pflanzte sich inzwischen auf die nächste Straße fort; die Bewohner öffneten ihre Fenster und fragten, was vorgefallen wäre. Der Wächter kam eiligst aus seinem Kellerloche hervor und rief diensteifrig, daß die Glocke Zwölf geschlagen hätte, obschon die zweite Stunde nach Mitternacht bereits vorüber war. In Pagh's Zimmer stand noch ein Fenster offen und eine luftige Gestalt im weißen Nachtgewande lehnte sich ängstlich über die Brüstung desselben hinaus. Ein Mann näherte sich dem Wächter, welcher ob der ihm auferlegten Anstrengung tief erschöpft Atem holte und schrie ihm in's Ohr: „Diese Nacht geht's drunten am Strande los wie noch nie. Es geschehen dort entsetzliche Dinge."

„Es kam mir fast so vor," versetzte der pflichtgetreue Wächter, — „daß ein Schuß gefallen ist."

„Ja, allerdings hat man geschossen und sogar direkt ins Schwarze getroffen. Als ich den Schauplatz verließ, befand sich ein toter Mann auf der Wiese."

„Entsetzlich! Ist dort wirklich ein Mord geschehen?"

„Allerdings," bestätigte der Ueberbringer dieser Hiobspost, der kein anderer als Villassen war, und fügte dann mit scharfer Betonung hinzu: „Wenn das nur das Schlimmste wäre."

Das Gespräch wurde von Villassen absichtlich so laut geführt, daß man am Fenster jedes Wort verstehen mußte.

„Das ist ein Gottesurteil," bemerkte, sich fromm bekreuzend, der Wächter, „übrigens kann einem Menschen wohl schwerlich etwas Schlimmeres zustoßen, als daß man ihm sein Leben nimmt."

„Ich dächte doch," antwortete Villassen, welcher nach dem Fenster hinaufschielte, — „wenn z. B. der Mörder zu den nächsten Verwandten des Ermordeten gehört! Der Mann, welcher erschossen wurde, war der Konsul Dyberg, derjenige, der ihn erschoß, der Kontroleur Pagh, aber ich werde mich schön hüten, die traurige Angelegenheit unter die Leute zu bringen."

Helene stieß bei diesen rohen Worten einen durchdringenden Schrei aus. In demselben Augenblick öffnete sich die Thür: Pagh stand vor ihr. Sie trat ihm anfangs einen Schritt entgegen, wich dann aber scheu von ihm zurück.

„Es ist eine Lüge, Kaspar, was man sich dort drunten auf der Straße erzählt; sag doch nein! es wäre ja gar zu furchtbar, — mein Vater und Du!"



Citadelle und Moschee der Semiramis. (Mit Text.)

Sie rang ihre Hände in der Pein der Ungewißheit, da er mit der Antwort zögerte, sie bemerkte daß der Tisch, an welchen er sich mit den Händen klammerte, unter der Wucht derselben bebte. Eine Antwort war auch überflüssig, sie las den ganzen Schrecken aus seinen toten, erloschenen Augen, in seinem gespensterbleichen Antlitz.

„Armes Kind!" flüsterte er endlich wie im Wahnsinn, und seine Zähne schlugen zusammen, als er die Worte hervorpreßte: „Es ist leider allzuwahr, — Dein Vater ist tot — ich habe ihn erschossen — zwar gegen meinen Willen — aber es geschah doch, — wie wird das enden?"

Ein entsetzlicher Augenblick folgte. Ein Aufschrei, welcher alle Töne der Angst und des Schmerzes in sich schloß, durchdrang das Zimmer, sie wankte und sank wie eine leblose Masse vor seine Füße. Er wollte sie stützen, aber sie krümmte sich unter seiner Berührung, ihre sanften Augen, welche vor kurzem ihn so wonneselig angeblickt, starrten vor sich hin im Feuer des Wahnsinns, die Adern an ihren Schläfen schwollen ersichtlich an; ihr Haupt schlug gegen den Fußboden, und als er sie in seine Arme schloß und auf das Bett trug, wechselten ihre scharfen und durchdringenden Angstrufe mit krampfhaftem Weinen.

„Fort, fort von hier!" flüsterte sie, indem sie ihn mit den Händen abzuwehren versuchte: „Es klebt ja Blut an Deinen Händen. Laß mich allein."

So verflossen mehrere Stunden; sie saß unbeweglich auf dem Rande des Brautbetts, die Arme um ihre Kniee geklammert, während ihr reiches Haupthaar zerzaust über ihre Schultern herabwallte. Das Zimmer füllte sich mit Fremden an, sie mühte sich, ihre Gedanken zu ordnen und sich in das Entsetzliche, das wie ein Blitz aus heiterem Himmel über sie hereingebrochen war, zu finden, aber ihre Lippen bewegten sich nur, ohne ein Wort zu finden. Ihre Augen irrten von einem Anwesenden auf den andern, sie ließen erkennen, daß sie bisweilen eine Erinnerung an das schauderhafte Unglück durchzuckte, mitunter aber auch völlig geistesabwesend war.

Was war aus dem Traume geworden, der sie so wonnig umgaukelt hatte, als sie mit ihrem jungen Ehegatten vor wenigen Stunden im heißen Gebete niederkniete? Was war aus dem bleichen Geschöpf geworden, welches leben wollte, um sich zu entfalten, um zu kämpfen und zu lieben? Eine kleine Lerche schwang sich jubelnd in die Lüfte und wurde unter deren Lobgesang zu Tode verwundet.

Die Nacht schwand in tödlicher Langsamkeit dahin. Als der Tag anbrach, saß ein Mann verzweifelt neben dem Bette seiner jungen Frau, von dem Bewußtsein durchdrungen, ihr Entsetzen und Abscheu einzuflößen.

„Mein armer Vater!" seufzte sie, indem sie ihre Hände vor die Augen hielt, wie wenn sie dadurch die Sorge zu verscheuchen gedächte. Inmitten ihres Jammers dachte sie zuerst an ihren Vater; so ist das Weib.

Am folgenden Vormittage war das

Unglück in den weitesten Kreisen der Stadt bekannt. Jeder, der den Verstorbenen bei Lebzeiten gekannt, drängte sich in den großen Saal, wo der Konsul auf einem kostbaren Ruhebette ausgebreitet lag. Er war in schneeweiße Leinen eingehüllt, die nur sein bleiches Antlitz sichtbar werden ließen. Dasselbe hatte seinen verschmitzten lächelnden Ausdruck auch im Tode bewahrt, seine Augen waren geschlossen und aus den Mundwinkeln sickerte geronnenes Blut. Sämtlicher Anwesender bemächtigte sich eine ehrfurchtsvolle Andacht. Da war nicht die Rede von Schmuggeln oder Betrug oder daß der Mann ein Opfer seiner eigenen Thaten geworden war, vielmehr war man allgemein der Ansicht, daß er als ein bedauernswerter Märthyrer einer brutalen Justiz erlegen wäre.

Gegen Mittag fand das Verhör über die nächtlichen Begebenheiten statt. Man hatte Pagh die Aufmerksamkeit erwiesen, seine Erklärung in dessen Wohnung aufzunehmen, wogegen Dyberg's erwachsener Sohn sowie das gesamte Komptoir- und Packhauspersonal im Ratshause erscheinen mußten. Es war eine beträchtliche Anzahl, wozu sich noch einige Personen freiwillig meldeten.

Da Pagh als Mitschuldigen nur Petri erkannt und namhaft gemacht hatte, wurde Letzterer zuerst in's Verhör genommen. Der Stadtvogt wandte sich gegen Petri und sagte:

„Setz er sich auf jene Bank, ich erlaube ihm das, Petri Abrahamsohn; wir haben über mancherlei miteinander zu plaudern."

Petri verbeugte sich vor dem aufgeblasenen Richter, blieb indes stehen, da es trotz der Aufforderung desselben als Mangel an Respekt angesehen worden wäre, wenn er sich gesetzt hätte.

„Er ist ja Verwalter im Packhause des Konsuls Dyberg, nicht wahr?"

„Verwalter, Bevollmächtigter und Inspektor," verbesserte Petri.

„Und er war diese Nacht auch Anführer der Schmugglerbande?"

„Gewiß nicht!" versicherte Petri voll edler Entrüstung, „ganz gewiß nicht!"

„Lassen wir die Ausreden beiseite, mein Bester, mit dergleichen täuscht man mich doch nicht. Zudem ist meine Zeit bemessen und er hat sich selbst davon überzeugt, daß noch viele in dieser Sache zu verhören sind. Also reinen Wein eingeschenkt! Was zum Henker trieb ihn denn in dieser kalten regnerischen Nacht an den Strand, wenn er nicht die Absicht hegte zu schmuggeln?"

„Nur um frische Luft zu schnappen; die Hochzeitsfeierlichkeiten, der Wein, der herrliche Kirschsaft, — kurz, ich war sinnlos betrunken, um ein offenes Geständnis abzulegen. Da begab ich mich an den Hafen hinunter, um mich vom Winde und Regen durchpeitschen zu lassen und dasselbe wird, denke ich, meinen Prinzipal, den seligen Konsul Dyberg, bewogen haben, seine Wohnung zu verlassen."

„Und ich denke, ihr habt die Gelegenheit benutzt, um eine Wagenladung nach der andern aus der Jacht abzuholen, welche seit einigen Tagen vor der Bucht auf und abkreuzt."

„Hat man Beweise dafür?" fragte Petri mit listigem Lächeln.

„Was scheert ihn das? Er hat nur meine Fragen zu beantworten."

„Die habe ich erwidert und zwar nach bestem Gewissen. Es sei fern von mir, dem Gerichte zu widersprechen, das würde unziemend sein, nur wage ich die Ansicht zu äußern, daß es mir sehr erwünscht sein würde, wenn der Herr Justizrat irgend einen bestimmten Beweis wider mich vorbrächten, damit ich wüßte, inwiefern ich mich zu verteidigen hätte. Ew. Gestrengen behaupten, ich hätte diese Nacht geschmuggelt, während ich zu meiner Entlastung betone, daß ich nicht soviel wie einen Strohhalm unversteuerter Ware innerhalb unserer Hausthür geschafft habe. Der Herr Justizrat haben unsere sämtlichen Speicher und Packhäuser in frühester Morgenstunde von Häschern durchstöbern lassen, die alle Kisten und Kasten öffneten und viele wertvolle Sachen zertrümmert und beschädigt haben . . . . . welcher Ausbeute erfreuten sich die Spürnasen? Hat man etwas Verdächtiges gefunden?"

„Es sind frische Radspuren konstatiert worden, die vom Packhause bis an den Strand hinabreichen. Woher kamen diese?"

„Wir ließen gestern Sand fahren," bemerkte Petri lakonisch.

„So, Ihr habt Sand gefahren!" wiederholte der Richter mit zorniger Miene. „Er ist, sehe ich, ein verstockter Sünder. Heraus mit der Sprache, wie verhält es sich mit dem Konsul, der so unglücklich um's Leben gekommen ist? Nur nicht so lange nachsinnen, was er mir zu antworten hat."

„Ach, Du mein Herrgott, Euer Gestrengen, wenn vom Hängen die Rede ist, muß einem doch erlaubt sein, sich unterwegs zu besinnen. Der Wahrheit die Ehre, räume ich allerdings ein, daß ich in Geschäften meines Prinzipals ausgegangen bin, wovon, wohin und zu welchem Zwecke, ist jedoch sein Geheimnis, das ich nicht verraten kann, am wenigsten jetzt, wo er kalt und steif den langen Schlaf schläft, aus welchem man nicht wieder erwacht. Man behauptet, daß auf alle Fälle geschmuggelt worden sei. Wer sah es? Es war in der verwichenen Nacht stockfinster . . . . wo sind die Waren, wo die Zeugen? — ich bemerkte eine Anzahl Menschen am Strande, die meisten waren, wie mir schien, Schifferknechte. Herr Pagh bedrohte sie, sie umringten ihn, ja, der Kampf war ungleich, fünf, wohl gar zehn gegen einen! Die Strolche brauchten ihre Knittel, Herr Pagh seine Pistole; er zielte auf das Pferd und traf den Konsul. All dieses bin ich gewillt, mit dem heiligsten Eide zu bekräftigen und weiteres weiß ich über diese traurige Affaire nicht anzuführen."

„Der Bursche, welcher das Wort führt, kann keinen Eid ablegen," rief jetzt eine Stimme, „er ist unehrlich und sein Zeugnis demnach ungültig."

Diese Worte riefen allseitig das größte Erstaunen wach, alle Blicke richteten sich auf den, der diese unliebsame Aeußerung in den Gerichtssaal geschleudert hatte, worauf der rothaarige Villassen mit triumphierenden Blicken aus dem Kreise der Vorgeladenen hervortrat.

„Warum kann er keinen Eid ablegen?" fragte der Richter. „Treten Sie näher und erklären Sie dem Gerichte, wie das zu verstehen ist."

Villassen trat heran, schadenfrohe Zufriedenheit kennzeichnete dessen abgelebte Gesichtszüge. Petri ward dagegen bald rot bald blaß, es war augenscheinlich, daß diese unvermutete Erklärung ihm ungemein peinlich war.

„Hüte Dein ungewaschenes Maul, Klaus Villassen," murmelte er, als dieser, sich tief vor dem Richter verbeugend, neben ihm stand.

„Nun also gebeichtet, was Dich veranlaßt hat, den Frieden dieser Gerichtssitzung zu stören," betonte der Richter würdevoll. — „Woher kommst Du? Wie ist Dein Name? — Wie kannst Du Dich unterstehen, Petri Abrahamsohn für einen unehrlichen Mann zu erklären?"

Villassen bewahrte indes sein überlegenes, spöttisches Lächeln während dieser unfreundlichen Anrede. — „Das war ein wahres Wort, was der Herr Richter soeben aussprachen, — ich bin in der Lage, dafür Beweise beizubringen. Fordern Sie ihm nur gefälligst seinen Geburts- oder Impfschein ab, da werden Sie zu der Ueberzeugung gelangen daß er weder getauft noch geimpft worden ist, falls dieses nicht in irgend einem Zuchthause erzwungenerweise geschehen sein sollte. Er zählt zum Stamm der Zigeuner, der Abdecker und Schinderknechte, wie man sie auch zu nennen pflegt, weil sie mit Vorliebe beim Schinder Dienste verrichten, welches edle Handwerk vom Vater dieses klassischen Zeugen ausgeübt wird, wenn er es nicht vorzieht, seine Fertigkeit in der Langfingerkunst zu bethätigen."

Diese Beschuldigung bewirkte einen entsetzlichen Eindruck auf Petri, welcher sich an eine Stuhllehne klammerte und seine Augen auf den Boden heftete, wie wenn er befürchtete, den Blicken der Versammelten zu begegnen.

„Ist das wahr, was gegen ihn vorgebracht wird?" fragte der Richter nach einer Pause.

Petri sah empor, er schien zu wachsen, seine Augen leuchteten, indem er sein Haupt in den Nacken warf und mit deutlicher Stimme entgegnete:

„Ja, es verhält sich so. Mein Vater war Abraham Musen und ich bin ein Zigeunerkind; indes hat der König uns für ehrlich erklärt seit langer Zeit, so zwar, daß wir sowohl im Heer wie auf der Flotte wie jeder andere dienen können, und ich habe Jahre lang mit der Not und dem Unglück gekämpft, daß mir die Nägel von den Fingern gegangen sind, um ein rechtschaffener Mensch zu werden. Das ist alles wahr; so wahr und sicher, wie ich hier vor Gericht stehe und Du, Klaus Villassen, dereinst darob Blut weinen und wünschen wirst, daß von dem, was Du hier offenbart hast, nie ein Wort über Deine Lippen gekommen wäre. Wünschen Euer Gestrengen noch weitere Aufschlüsse von mir?"

„Nein, Du bist entlassen," entgegnete der Richter.

4. Entführung eines Kindes.

Vierzehn Tage später kam Petri eines Morgens zu Zilo, schweigsam und lautlos wie immer, aber gleichzeitig mit einem Ausdruck, welcher eine niedergeschlagene Stimmung bekundete.

„Ich werde jetzt wohl wieder einen Krämerladen eröffnen müssen," sagte er, „es ist aus mit dem Dienste eines Packhausverwalters; ich bin nicht mehr in Dybergs Geschäft."

„Aus welchem Grunde?" fragte Zilo.

Petri schien sich zu besinnen, ehe er antwortete, seine schwarzen Augenbrauen zogen sich finster zusammen, es lag ein Kummer in diesen lebhaften spielenden Zügen, welcher unmöglich mißdeutet werden konnte.

„Ich habe es satt, den Leuten ferner zu dienen," äußerte er endlich.

„Das ist die rechte Ursache nicht. Scheust Du Dich etwa, Dich mir anzuvertrauen?"

Petri richtete seine Augen scheu auf die Thür und brach mit gedämpfter Stimme aus:

„Der Sohn des Konsuls, dem jetzt das Geschäft zugefallen ist, berief mich gestern abend in sein Komptoir und teilte mir die unangenehme Nachricht mit, daß sein gesamtes Personal ihm gegenüber die Weigerung ausgesprochen hätte, mit dem Sohne eines Zigeuners länger zusammen zu dienen. Dagegen ließ sich ja nichts einwenden. Wir rechneten miteinander ab und ich ging meiner Wege. Nun erteilen Sie mir auch den Abschied, dann stehe ich ganz allein da. — Thun Sie das?" fügte er heftig hinzu.

Zilo legte seine beiden Hände auf dessen Schulter.

„Du bleibst bei mir, so lange es Dir beliebt, wir Beide sind unzertrennlich.“

Petri ergriff die Hände Zilos und preßte sie an seine Lippen. „Ihre Gemahlin sieht mich indes nicht gern,“ sagte er furchtsam, „sie dreht mir den Rücken zu, wenn sie mich erblickt, sie wagt kaum einen Teller zu berühren, den ich angefaßt habe, seitdem meine dunkle Geburt diesem Winkelstädtchen zur Kunde gekommen ist. — Ja freilich, was helfen gegen solche Vorurteile, daß man uns ehrlich gesprochen und vor dem Gesetze mit anderen Menschenkindern gleichberechtigt erklärt hat? — Der Makel bleibt einem doch anhängen, das spüre ich jedesmal, so oft ich versuche, mich aus dem Schlamme empor zu arbeiten. Sie sind der Einzige, der mich nicht verstoßen hat, obgleich Sie wußten, welche Bewandtnis es mit mir hatte. Ich befürchte, daß auch Sie sich dereinst von mir abwenden werden. Das würde mein Unglück besiegeln.“

„Woher kommen Dir solche Gedanken, Du ehrliche, treue Seele? Wo wäre wohl solche Anhänglichkeit wie die Deinige zu finden? Glaubst Du etwa, weil ich zu dem, was um mich her geschieht, geschwiegen, daß ich mit Blindheit geschlagen bin? Deine Hand ist in allem in meinem Hause zu spüren, Du beschützest uns, Du schaffst, Du handelst für uns, und besorgst die Einkäufe aus Deiner eigenen Tasche. Wie oft haben wir nicht von Deinem Erwerb gelebt? Ja, schüttle immerhin den Kopf, leugne wenn Du es kannst; meine Frau hat zwar keinen Begriff von dem Werte des Geldes, aber ich, der ich stillschweigend Deine Hilfe angenommen habe, weil meine Börse leer war und ich dachte: es wird wohl der Tag kommen, wo ich mich dankbar werde erweisen können!“

„Deswegen machen Sie sich nur keine Sorgen, Herr Zilo. Das Wenige, was ich zu bieten vermag, haben Sie mir voraus bezahlt. Ich erinnere Sie an eine alte Geschichte, die mir indes ewig neu bleibt. Eines Tags im Winter nahm eine große Schauspielergesellschaft ihren Weg über die Heide von Warde nach Morbasse. Die Pferde des ersten Wagens scheuten und sprangen seitwärts wegen eines Greises, der mitten im Schnee zusammengebrochen war. — Er ist sinnlos betrunken, der Kerl, lassen wir ihn liegen! — sagte einer der Herren, die vom Wagen gesprungen waren. — Er ist vor Hunger und Durst verschmachtet und bedarf der Hilfe! — sagte ein anderer. Fahrt ihr nur weiter, ich werde ihn in eine Wohnung zu schaffen suchen und für ihn weiter sorgen. Seht, dieser andere waren Sie, Herr Zilo, und der Mann, welcher bereits im Begriff stand, der Welt Adieu zu sagen, war mein Vater, genannt Abraham Musen. Sie brachten meinen Vater zum nächsten Dorfe, gaben ihm Speise und Trank, bezahlten seine Verpflegung und unterließen nicht, ihre Adresse aufzuschreiben, ehe Sie den anderen nachreisten. Seit diesem Tage ist alles zwischen uns beglichen. Man hat nie gehört, daß ein Zigeuner das Böse, das ihm zugefügt wird, vergißt, noch weniger indes, daß er derjenigen vergessen könnte, die ihm Gutes erwiesen haben. Es war indes nicht Abraham vergönnt, sich an Sie anzuschließen, sondern mir, seinem Sohne: der Alte ist draußen auf der grauen Heide geboren, er kann nicht Atem schöpfen zwischen engen Mauern. So gestaltete ich mich zu dem, was ich bin — etwas mehr als ihr Hund, ein gut Teil weniger als ihr Kamerad, — ich bin Ihr Eigentum, womit Sie nach Belieben schalten und walten können. Was bedarf es weiterer Worte!“

Zilo war allerdings davon überzeugt, daß Petri im Stillen für ihn arbeitete, doch ahnte er nicht, in welchem Umfange dies stattgefunden hatte. Er kam und ging, ohne daß jemand seine Anwesenheit bemerkte, er ersetzte jeden Mangel, oder machte ihn doch weniger fühlbar. Die verwöhnte, anspruchsvolle Charlotte, welcher im Hause ihrer Mutter kein Wunsch unerfüllt geblieben war, hatte nur zwei Jahre gebraucht, um das beträchtliche Vermögen, welches ihr seitens ihrer Tante zugefallen war, zu verschwenden. Zilo's Stirne legte sich zwar in trübe Falten, aber er ließ nichtsdestoweniger seine junge Frau raten und thaten. Nach Verlauf dieser beiden Jahre war sie auf die Einnahme ihres Gatten angewiesen, und das, was er ihr zu bieten vermochte, war nicht im entferntesten genügend zu ihrem „standesmäßigen“ Haushalt. Er arbeitete treu und unverdrossen und verlor auch bei allen Widerwärtigkeiten seinen Mut nicht. „Die Hindernisse stellen sich uns nicht entgegen, um uns aufzuhalten,“ sagte er zu sich selbst, „sondern, damit wir sie überwinden mögen. Es liegt lediglich am Willen, nicht wie manche irrtümlich annehmen, an den Mitteln; die Mittel sind Vasallen des Willens und müssen fast immer gehorchen, wenn derselbe sie beruft.“

„Weshalb kommst Du heute zum Mittagsmahl?“ fragte Charlotte, „Du bleibst des Abends so lange aus, während ich mich im Hause herzlich langweile. Es ist ein entsetzliches Leben, das Du mich führen lässest.“

So fuhr sie unablässig fort, ihn mit Klagen und Vorwürfen zu überschütten. Als Anbeter hatte Zilo früher nur ihre Vorzüge wahrgenommen, als Ehemann seufzte er ob ihrer Fehler.

Was überdies Zilo's gesellschaftliche Stellung in eine schiefe Lage brachte, war der Mangel an Sympathie, den Charlotte an den Tag legte. Sie verstand es nicht oder wollte es nicht verstehen, sich in das kleinstädtische Leben der Provinzstadt zu schicken. Wie sie früher überall die Erste gewesen war, beanspruchte sie dieses Vorrecht auch später. Sie verlangte Rücksichtsnahme und Aufmerksamkeit, ohne dies selbst zu bieten, grüßte niemand auf der Straße, suchte sich im Theater wie in der Kirche die besten Plätze aus, beleidigte durch ihr abstoßendes Auftreten und unterschrieb sich Frau Zilo, geborene Baronesse von Saldern, um das Publikum an das zu erinnern, worauf keiner etwas gab.

Charlotte wurde Mutter eines Mädchens. Das war ein neues Element in ihrer Lebensweise, wovon sich ihr Ehemann Wunder versprach. Es eröffnete sich nunmehr ein reicheres bestimmteres Schaffen für sie; der häusliche Herd, welcher sie bislang bis zum Boden niedergedrückt hatte und welcher ihr wie eine Pflanzstätte des Jammers erschien, mußte jetzt, nach Zilo's Ansicht, ihre besseren Gefühle wach rufen und für sie größere Bedeutung erlangen.

Charlotte pflegte auch ihr Kind wie die zärtlichste Mutter, trug dasselbe von Zimmer zu Zimmer, sang es in Schlaf, wich nicht von seinem Lager und setzte dies emsige Treiben drei Monate lang fort, ehe sie ermüdete. Es drehte sich, wie der frühere Musikunterricht, immer um Eins und dasselbe, — ein Sklavenleben ohne Rast und Abwechselung, insbesondere da das Kind erkrankte und deshalb verdoppelte Pflege und Schonung erforderte.

„Ich klage nicht,“ versicherte sie Zilo — ich möchte Dir nur mitteilen, daß ich gänzlich dabei zu Grunde gehe, wenn ich fürderhin dazu verurtheilt sein soll, mich mit dem Kinde abzuschleppen. Sieh mir in's Gesicht, wie blaß ich bin. Der Glanz meiner eingefallenen Augen ist erloschen, ich magere von Tag zu Tag zusehends ab, meine Wangen werden hohl, und dann diese Nachtwachen, dieses ewige Geschrei — ja, schüttle nur mit dem Kopfe, Du bist ja von solchem Ungemach befreit. Beim geringsten Anlaß weckst Du mich und begnügst Dich damit, anzudeuten daß das Kind weine, dann drehst Du Dich auf die andere Seite und schläfst sofort wieder ein, während ich für das Uebrige sorgen muß. O, mein Gott, mein Gott!“ rief sie, in Thränen zerfließend, aus und streckte beide Arme gen Himmel empor: „Das ist ja wie um den Verstand zu verlieren. — Nein, unterlaß es, mich so bedauernd anzusehen, Du peinigst mich mit solchen niedergeschlagenen Mienen, ich mache Dir durchaus keine Vorwürfe, Du bist ja gut und liebevoll auf Deine Weise, ich bin ganz allein an meinem Unglück schuld; das kann einmal nicht anders sein, wenn eine Standesdame sich herabläßt, sich so tief unter ihrem Stande zu verheiraten.“

Als Zilo diese Tirade bis zum Schlusse vernommen hatte, glitt ein seltsames zweideutiges Lächeln über sein männlich schönes Antlitz; allein er schwieg und senkte bald darauf wieder sein Haupt.

Was ließ sich in dieser Angelegenheit machen? Man grübelte, überlegte und gelangte endlich zu dem Entschlusse, das Kind bei einer Bauernfamilie in Kost zu geben, besonders da der Arzt behauptete, daß das Kind frische Luft sowie besserer Pflege, als Charlotte demselben bieten konnte, bedürfe. Das Kind wurde also einem Bauern zur Pflege anvertraut, „selbstredend nur auf ganz kurze Zeit,“ meinte Charlotte, „bis ich meine früheren Kräfte wieder erlangt habe, dann holen wir unser Töchterlein wieder, — ich will es selbst erziehen, und wer wäre wohl auch dazu befähigter als eine Mutter? Ich will alle ihre Gaben zu entfalten versuchen, wenn es größer wird, soll es Musik erlernen; unermüdlich werde ich Putz und Kleider für dasselbe anfertigen, sie soll ein Leben wie eine kleine Prinzessin führen und ich werde mit ihr meine heitere sorglose Jugend auf's neue durchleben.“

Nun waren Zilo und Charlotte wieder allein; ersterer arbeitete mit derselben Unverdrossenheit wie früher und vernahm ihre ewigen bitteren Vorwürfe und Klagen, ohne dieselben auch nur ein einziges Mal zu erwidern, wie schwer ihm diese Zurückhaltung auch fallen mochte. Sein zart besaitetes Gewissen fand stets Entschuldigung für ihr Benehmen. War nicht das ganze Leid, der Mangel, die Verzagtheit lediglich durch ihn über sie hereingebrochen? War er es nicht gewesen, der sie aus ihrem Glück und Reichtum herausgerissen hatte?

Es gewann indes keineswegs den Anschein, als ob Charlotte's Programm sich erfüllen sollte. Sie nähte weder Kleider noch Putzsachen für ihr Kind und erhielt eben so wenig ihre früheren Kräfte zurück. Die Geburt des kleinen Wesens, getäuschte Illusionen, Unzufriedenheit und tägliche Entbehrungen, nicht zu gedenken des Müssigganges, welcher ihr fortwährend Nahrung gab, sich um diese Entbehrungen zu gruppieren, nagten an ihrer Gesundheit und vernichteten eine Lebenskraft, welche nie besonders stark gewesen war. Sie ermüdete von jedweder Beschäftigung, selbst von derjenigen, die ihr am zusagendsten und liebsten war, sich über ihr herbes Los zu beklagen. Wenn Zilo nach Hause zurückkehrte, fand er sie in der Regel im Bette vor. Sie zerfloß bei seiner Ankunft in Thränen, wandte sich erzürnt von ihm ab und beantwortete kaum seine liebevollen Fragen.

Eines Tages rief sie ihn gegen ihre Gewohnheit zu sich:

„Ich bin eine schlechte Mutter,“ klagte sie sich mit heftiger Stimme an, „und es ist fürwahr Deinerseits unrecht, daß Du mich nicht längst darauf aufmerksam gemacht hast. Mein Kind ist jetzt ein volles Jahr fort, ohne daß ich es wieder gesehen oder mich um dasselbe bekümmert hätte. Meine bedauernswerte süße Theone wächst

Das grüne Tier und der Naturkenner.

Gezeichnet von C. Beckmann.



Die Thadener zu Hanerau sind ausgewitzte Leute:
Wär' noch kein Pulver in der Welt, erfänden sie es heute!
Allein, allein,
So wird es immer sein:
Was man zum ersten Mal ersicht,
Kennt selber auch der Klügste nicht!
Und — wie einmal die Thadner mäh'n,
Sie einen grünen Frosch erseh'n,
So grüne, so grüne!

* * *

So grüne war der liebe Frosch und blähte mit dem Kropfe:
Den Thadnern fiel vor Schreck dabei die Mütze von dem Kopfe.
Ein grünes, grünes Tier!
Das war für sie zu wunderlich,
Zu neu und zu absunderlich!
Da mußte gleich der Schultheiß her:
Sollt sagen, welch ein Tier das wär,
Das grüne, das grüne!

* * *



Das grüne Tier der Schultheiß sah, als einen Hupf es machte!
Die Thadner wollten schon davon; da sprach der Alte: sachte!
Lauft nicht davon,
Es sitzt und ruhet schon.
Seid still und ich erklär' es bald:
Das Tier kommt aus dem grünen Wald:
Der grüne Wald ist selber grün,
Davon ist auch das Tier so grün,
So grüne, so grüne!

* * *

So grüne; denn es lebt darin von eitel grünem Laube:
Und, wenn es nicht ein Hirschbock ist, ist's eine Turteltaube.
Da hub der Hauf
Den Schulz mit Schultern auf,
Sie riefen: das ist unser Mann,
Der jeglich Ding erklären kann,
Er kennt und nennt es keck und kühn,
Kein Kreatur ist ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne!

Aug. Kopisch.



zwischen fremden gleichgültigen Menschen auf, hat nichts, worauf sie sich stützen, keine liebevolle Hand, die sie leiten kann. Willst Du mich herzlich froh machen, Zilo, so laß mich sie wieder zurück bekommen. Das wird mein Dasein ausfüllen, ich werde unter ihren Augen wieder aufleben, sie soll es fühlen, was es ist, eine Mutter zu haben, eine sorgsame, liebende Mutter! Du ahnst nicht die Musik, die in diesem einen Worte liegt! Gib mir mein Kind wieder, und ich will Dich und mein Geschick segnen."

Diese Sätze stieß sie mit bleichen Lippen und nach Luft ringend hervor, eine sichtbare Leidenschaftlichkeit glitt über ihre Züge, eine Fieberglut überzog ihr abgezehrtes, hohlwangiges Antlitz. Sie erschien ihm so hilflos, so unglücklich, diese zarte halbverwelkte Salonblume, welche sich nicht daran gewöhnen konnte, in der Erde, in welcher sie aufwachsen sollte, Wurzel zu fassen. Er beugte sich herab auf die weiße, fast durchsichtige Hand, welche sie ihm entgegen streckte, küßte dieselbe und verhieß ihr die Erfüllung ihres Wunsches. Schon am folgenden Tage ward Petri fortgesandt, um das Kind zurück zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lotosblume.

Novelle von Auguste Thré. (A. Eric.)

(Schluß.)

Wenige Stunden darauf empfing das schöne gefeierte Mädchen die Antwort Walters. Es war die Zurückweisung ihres demütigenden Antrags; er bekannte, „daß der Gedanke, sie sein eigen zu nennen, auf einen Augenblick seine Willenskraft gelähmt, daß sie sich nicht getäuscht, er sie längst heiß und glühend liebe, um so heißer, da er dieses Gefühl streng zu verbergen für notwendig gehalten, nicht allein weil er arm, ohne gesicherte Stellung, ohne Namen und Rang, sondern weil er sie von seinem Freunde geliebt wußte, welcher allerdings seit gestern der Verlobte einer Andern sei. —

Es gibt Entschlüsse, welche sich nicht dem Urteil der Menschen unterwerfen, nur das Schicksal als Schiedsrichter anerkennen; ich kann, selbst um den höchsten Preis des höchsten Glückes, mich nicht selbst erniedrigen, nicht selbst meine Ehre in den Staub treten, nicht zum Werkzeug der Rache an einem Andern dienen," schloß er, noch hinzufügend, daß es vieler Jahre bedürfe, um zu vergessen, denn sein Gefühl vermöge nicht unterzugehen, und so wage er es, sich dennoch als Aureliens besten Freund zu unterzeichnen. — Das gefeierte Mädchen fiel bei dem Lesen dieser Zeilen weder in Ohnmacht, noch zerriß sie Taschentücher; sie las noch einmal langsam Wort für Wort des inhaltschweren Schreibens.

„Es gibt noch Männer von Kraft und Energie, von echtem Stolz beseelt," flüsterte sie. „Dank Dir, Walter, für die Lehre. Jetzt zur Mama; es wird einen schweren Kampf kosten, für sie mein Vorhaben zu gewinnen, aber es muß geschehen!" Sie atmete tief auf, faltete sorgfältig das Blatt und barg es in ihrem Schreibtisch.

Zwei Tage darauf erregte die plötzliche Abreise der Staatsrätin und Aureliens auf Jahresfrist, wie die Abschiedskarten besagten, großes Aufsehen. Nachdem die Verlobung des Barons von Frankau bekannt wurde, glaubte man sie schon besser zu verstehen.

Einige Monate darauf kniete Frieda, tief ergriffen, im weißen Seidenkleid, lang niederwallenden Schleier auf dem Tabouret zu Füßen der Frau von Frankau. Die Blinde hatte segnend die Hand auf ihren Scheitel gelegt; die dunklen roten Locken leuchteten voll und schwer unter dem Schleier auf, die Orangeblüten, welche sich über der weißen Stirne wölbten, hoben ihre eigentümliche Schönheit überraschend.

„Gottes Segen über Dich, mein Kind! Geliebt werden ist die erste, die einzigste Seligkeit! Aber wahre die Blüten Deines Gemütes, vor allem halte Dich fern von allem Mißton, sei immer mit Deinem Namen, der Ehre ist, auf gleicher Höhe!" sprach sie bewegt.

Jetzt wurden die Flügelthüren des gegenüberliegenden Eingangs zurückgeschlagen und zeigten den überraschten Blicken den in einen Blumengarten verwandelten Salon — in dessen Mitte ein prächtig verzierter Altar, reich mit Kerzen bestellt, hervorragte.

Rudolf trat ein. „Der Geistliche ist soeben angelangt, meine Mutter; die Trauzeugen sind versammelt; erlaube, daß ich Dich hinübergeleite," sein Auge flog über das demütig gesenkte Köpfchen Frieda's, welche sich rasch erhoben. Er drückte den Brautkuß auf ihre Stirn und eine stille Freudigkeit verklärte sein markiertes Gesicht, nicht jenes Emporlodern heißer Glut, sondern jenes stille Genügen, welches dauerndes Glück verspricht.

„Gottes Segen über Euch, meine Kinder!" wiederholte Frau von Frankau. „Nochmals Dank, mein Sohn, für die Erfüllung meines Lieblingswunsches. Wenn ich auch längst erkannt, welch reiche Eigenschaften des Geistes und Herzens sich unter diesen Locken bargen, so vermied ich doch mit Dir darüber zu sprechen, Du solltest selbst erkennen, selbst entscheiden."

Jetzt nahte Walter Tibaldi. Er sollte dem Freunde die Braut am Altare zuführen. Ein tiefer Ernst, eine herbe Linie hatte sein sonst so heiteres Gesicht seltsam verändert, aber er wich sorgsam jeder Frage aus. Dem Baron war klar geworden, welch' Opfer an Selbstverläugnung Walter so lange gebracht; welch' Opfer an seinem Glück er gebracht, sollte Rudolf nie erfahren.

Im Moment des Aufbruchs brachte der Diener in prachtvollem silbernen Untersatze eine noch nicht dem Mondlicht erschlossene Lotosblüte; „ward soeben für das gnädige Fräulein mit diesem Briefe überbracht," meldete er.

Das Blatt war von Aureliens Hand, von Rom datiert und enthielt nur wenige Zeilen.

„Empfangen Sie, geehrte Braut, zum heutigen Feste die uns Allen so verhängnisvoll gewordene Lotosblume.

Aurelie."

Ein halbes Jahr nachher schlenderte Walter, in sich gekehrt, durch die städtischen Anlagen. Er war im Begriff, sich bei dem Freunde zu verabschieden, denn er war um seine Versetzung eingekommen. Aurelie sollte in den nächsten Tagen zurückkehren und Rudolf, dessen täglich mehr erblühendes Glück ihn dem Freunde nicht entfremdete, ahnte die Ursache dieses Entschlusses, so sehr sich Walter bemüht, ihn dem Freunde zu verbergen.

In Gedanken versunken, achtete er nicht auf einen im rasenden Lauf daherbrausenden Wagen. Die wild gewordenen Pferde stürmten soeben um die Ecke auf den Fußpfad. Walter sah auf; er hörte das Hilferufen einer unvergeßlichen Stimme und erblickte Aurelie totenbleich im Fond zurückgelehnt; ohne sich Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, warf er sich den Pferden entgegen. Er war verloren, wenn es nicht in diesem Augenblick dem Kutscher gelungen wäre, das Handpferd zurückzureißen. Die Wucht des Anpralls schleuderte den jungen Mann zu Boden; besinnungslos lag er unter einem Baum.

Als er die Augen wieder aufschlug, kniete Aurelie an seiner Seite, das schöne Gesicht entfärbt, die großen Augen in Thränen schimmernd. „Walter, lieber Walter," flüsterte sie; „Sie sind unversehrt, Sie leben! — dem Himmel Dank!"

Der junge Mann richtete sich mit Aufbietung aller Willenskraft empor; sein Auge ruhte auf der Verschmähten und doch so lang Entbehrten, so schmerzlich Vermißten. Das Mädchen faßte sich zuerst — sie bestand darauf, daß er, welcher erklärte ganz unverletzt zu sein, in ihrem Wagen Platz nehme und sie vorerst nach ihrer Wohnung begleite, in welche sie gestern nach langer Zeit wieder zurückgekehrt.

„Sie müssen sich durchaus ein wenig erholen, mein bester Freund," sagte sie bedeutungsvoll.

Walter drang das Blut zum Herzen. Seine bleichen Wangen färbten sich. Mit stummer Verbeugung folgte er der Voranschreitenden und bald war die reizende, im Grün versteckte Villa der Staatsrätin erreicht. Mama hielt gerade ihre Siesta. Das junge Paar betrat den Salon; nach einer stummen, verlegenen Pause ergriff Aurelie Walters Hand.

„Der Siege göttlichster ist, zu vergeben. Können Sie mir verzeihen, Sie verkannt zu haben? Ich war strafbar, denn ich glaubte Sie des Gemeinen fähig. Soll mein Glaube an Ihre Vergebung mich nicht betrogen haben?"

Walter stand in heftiger Bewegung, unfähig eines Wortes. Jetzt löste sich der Bann, der ihn gefangen hielt. Er breitete die Arme aus — er umfaßte endlich die nie Vergessene, treu geliebte, und mit innigem Blick in die schönen, mit stummer Frage zu ihm erhobenen Augen sagte er bewegt:

„Ich wäre täglich bereit, für Dich mein Leben hinzugeben, aber das Heiligste, meine Ehre, vermochte ich Dir nicht zu opfern — selbst wenn ich darüber zu Grunde gegangen wäre."

* * *

Ob die bald darauf geschlossene Verbindung der beiden nicht doch zuweilen durch Aureliens Launen getrübt wurde, wissen wir nicht. Hoffen wir, daß die wahre Liebe und die Festigkeit Walters immer mehr ihren veredelnden Einfluß geltend machten.

War sie noch zuweilen nicht so, wie sein liebend Herz sie träumte, die Hochachtung, die Aurelie für ihren Gatten empfand, half ihr stets um die drohenden Klippen, und ihr Lebensschiff ankerte fest — selbst im Sturm.

Die Zukunftsmusik.

Humoristische Erzählung von J. B. Karg.

Tausende von Liebensgeschichten unterhalten und langweilen uns durch Erzählen der Hindernisse, welche dem Glücke der Liebesleute entgegenstehen. Die Resultate sind immer die gleichen: entweder glückliche Lösung mit Hochzeit oder Unglück und Entsagung.

Obgleich im Grunde die Liebeshindernisse nur aus zweierlei Ursachen, nämlich der Ungunst der materiellen Verhältnisse oder Meinungsverschiedenheiten der Eltern und sonstigen maßgebenden Persönlichkeiten entspringen, so treten dieselben bei der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und bei der Einseitigkeit, Laune, Leidenschaft, Unlogik und Selbstsucht der Menschen in so verschiedenen und wechselnden Formen auf, daß sie stets Stoff zur Unterhaltung bieten

werden. Die Fragen der Zeit, sowie die wechselnde öffentliche Meinung sind ebenfalls von Wirkung, und unter der Herrschaft dieser verschiedenen Einflüsse scheinen mitunter ganz neue, noch nie dagewesene Verwickelungen und Lösungen aufzutauchen.

Doch urteile selbst, geneigter Leser, holde Leserin und vernimm die wahrhaftige Liebesgeschichte von Rosine und Eberhard.

Das Liebespaar lebt in einer kleinen Residenz. Rosine war in den Augen ihres Anbeters das holdeste, beste unvergleichlichste Wesen, welches die Welt trägt, und Eberhard besitzt, nach ihren Anschauungen natürlich, ähnliche unübertreffliche Vorzüge des Geistes und Körpers. Beide glaubten sich apart für einander geschaffen und liebten sich auf's Innigste.

Rosinchen war in der That ein recht hübsches, kluges und braves Mädchen, das ihren lieben Papa, den alten Kammermusikus Körner, mit aufopfernder Liebe pflegte und ihn die vor Jahresfrist gestorbene Gattin wenig vermissen ließ. Der alte Mann erblickte in dem blondlockigen Mädchen, dessen treue, tiefblaue Augen so fröhlich in die Welt schauten, die verjüngte Gattin wieder.

Eberhard, ein Sohn des Obermaschinisten, war Musiker und ein hübscher junger Mann, der sich besonders des Schmuckes eines kühnen und wohlgepflegten Schnurrbartes erfreute. Er war ein Schüler von Rosinens Vater und hatte es im Cellospiel zu hervorragenden Leistungen gebracht. Der Alte blickte mit Stolz auf die Leistungen seines Schülers und duldete stillschweigend die Huldigungen, welche er Rosinen darbrachte.

Als Eberhard in das Hoftheater-Orchester aufgenommen wurde und an die Gründung eines eigenen Herdes denken konnte, glaubten sich die Liebenden am Ziel ihrer heißesten Wünsche. Aber eine Wolke stieg an ihrem Glückshimmel auf, wurde größer und größer und entlud Verderben. Doch was wurde zum Verhängnis? Die eigene Kunst, die Musik, und zwar die „Zukunftsmusik."

Rosinen's Vater, der alte Körner, war ein ausgezeichneter Geiger und dabei ein treuer Anhänger der alten Schule und der alten Meister. Er erschien stets in untadelhafter weißer Halsbinde und schwarzem Anzuge im Orchester. Er schnupfte fleißig und blickte stolz auf eine Mischung verschiedener seiner Tabaksorten, noch stolzer aber auf die goldene Dose, welche er neben der Medaille für Kunst und Wissenschaft zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum von seinem Souverän erhalten hatte.

Mit der neuen Kunstrichtung konnte sich unser Alter gar nicht einverstanden erklären. Die Sünden gegen die alten Dogmen, der Mangel kunstvollen, graziösen Stiles, die Dürftigkeit der Melodien, am allermeisten aber das rücksichtslose Auftreten der Jünger der neueren Richtung, welche mit byzantinischer Anbetung dem neuen Kultus huldigten, mißstimmten und verletzten den alten Herrn auf's Tiefste. Er ärgerte sich über die Vernachlässigung, mit welcher die alten Opern in Bezug auf Einstudieren, Besetzung und Ausstattung gegenüber den neuen Werken zur Aufführung gelangten. Er ärgerte sich über den Intendanten und auch über den Kapellmeister. Letzteren bezeichnete er zwar als einen ausgezeichneten Musiker und Dirigenten, doch fasse er seinen Beruf geschäftsmäßig auf. Die neue Einrichtung wurde Mode und mit derselben ist schneller vorwärts zu kommen und Erfolg zu erringen, und deshalb, nicht aus Ueberzeugung, sei dieser geniale Mann der eifrigste Anhänger derselben.

So behauptete der alte Körner seinen Freunden gegenüber!

Endlich ärgerte sich der Alte auch über das Publikum! In den neuen Opern findet sich stets eine Truppe eifriger Enthusiasten ein, welche bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten donnernde Beifallssalven spenden. Das übrige Publikum wird mit fortgerissen. Darsteller und Orchester sind angefeuert, leisten das Mögliche, und die Vorstellung wird brillant. In der alten Oper fällt das weg, die Anhänger derselben sind nicht organisiert, die erwähnten Mängel der Aufführung verstimmen, der Applaus bleibt schwach und die Vorstellung verläuft matt.

„Das Publikum verdient es nicht besser!" So rief Körner oft zornig aus.

Unser alter Herr hatte unter diesen Verhältnissen schlechte Zeiten. Er war trotz seiner Jahre und Verdienste manchen Neckereien ausgesetzt; er wurde dann heftig, hielt lange Reden und sah sich schließlich ausgelacht. Die Neckereien waren meist harmlos, nur ein Kollege, der Baßgeiger Lupf, schlug gewöhnlich einen verletzenden, brutalen Ton an und reizte den Alten einmal so, daß er Lupf einen perfiden Menschen nannte. Lupf klagte bei der Intendanz, die Untersuchung ergab, daß Körner tief gekränkt und gereizt worden war, und es erfolgte Freisprechung.

Lupf schwor Rache.

Unsere Liebesleute hatten von jeher große Vorsicht nötig, um vor erwähnten Dingen alle Klippen zu vermeiden. Eberhard hatte nämlich auch viel Sympathie für die neue Richtung, mischte sich jedoch nie in die Streitigkeiten seiner Kollegen; daheim wurde das Thema nie berührt und dem Papa gegenüber geschwiegen. Gleichwohl trat mit wachsender Gereiztheit eine leise Verstimmung ein und man fühlte sich gegenseitig etwas erkaltet. Besonders ärgerte es Papa Körner, daß Eberhard Mitglied der Privatgesellschaft zum „heiligen Gral" war, welche nur aus Anhängern der neuen Richtung bestand. Die jungen Liebesleute entwarfen schon Pläne für Festsetzung der Hochzeit auf den nächsten Sommer. Als jedoch Rosine hierüber Andeutungen beim Papa laut werden ließ, erklärte er den Zeitpunkt für verfrüht und behielt sich die Entscheidung vor.

Die Verstimmung des Alten wuchs, als Eberhard die Einladung zur Mitwirkung bei den Festspielen in Bayreuth erhielt und annahm. Da wurde der Alte oft so gereizt, daß Rosine ihren Eberhard bat, seine Besuche zu vermindern und abzukürzen, ja endlich ganz einzustellen. Eberhard sah und sprach die Geliebte nur noch im Theater, wo sie in der ersten Sperrsitzreihe, dicht neben dem Orchester, ihren Freiplatz hatte.

Da trat ein Ereignis ein, welches das schöne Band vollends zu zerreißen drohte.

Dem Theater gegenüber befindet sich eine Restauration, in welcher die Musiker häufig vor und nach den Vorstellungen und Proben verkehren. Auch Se. Exzellenz, der Herr Intendant läßt sich hin und wieder dort sehen und versäumt dann nie, seinen „lieben Körner" um eine Prise aus seiner schönen Dose zu bitten.

Es ist wieder ein solcher Abend; Körner hat in der Restauration gespeist, trinkt gemütlich sein Glas Bier und die geliebte Dose steht vor ihm auf dem Tische.

Plötzlich hört er seinen Namen rufen. Er sieht an einem der nächsten Tische einen Jugendfreund, eilt auf ihn zu und läßt in der Freude die Dose stehen. Diesen Augenblick benützt der eben vorübergehende perfide Lupf, um einen nebenan auf einem Teller liegen gebliebenen Heringskopf in die Dose zu praktizieren.

Der alte Körner sieht die Dose, macht sich Vorwürfe über seinen Leichtsinn und steckt, nichts ahnend, sein Kleinod wieder ein. Da naht die Exzellenz, spricht den Alten freundlich an, und verlangt, wie gewöhnlich, eine Prise seiner famosen Mischung. Mit einem tiefen Bückling überreicht Körner die Dose: die Exzellenz spitzt zierlich Daumen und Zeigefinger und zieht — o Schrecken! — den Heringskopf heraus.

Die Situation ist so komisch, daß die Zunächstsitzenden ein gelindes Lächeln nicht unterdrücken können. Körner wankt, sinkt auf seinen Stuhl zurück und ist ein gebrochener Mann. Erst die teilnehmende Stimme Se. Exzellenz bringt ihn zum Bewußtsein zurück.

„Lieber Körner," spricht Exzellenz, „beruhigen Sie sich, ich sehe, daß Sie und ich das Ziel eines recht rohen und lieblosen Scherzes geworden sind. Bereiten Sie dem Thäter nicht den Triumph, sich über die Sache zu ärgern und seien Sie meines steten Wohlwollens versichert." Die Exzellenz reichte Körner freundlich die Hand.

(Schluß folgt.)

Pflege älterer Bäume

Obst nennt man alle jene Baumfrüchte, deren saftiges Fleisch in dem Zustand, wie sie die Natur liefert, sobald sie zu gehöriger Reifheit gelangt sind, als schmackhafte Früchte gegessen werden können. Das Kultur- oder Gartenobst stammt aus dem milderen Asien und wurde von da nach Griechenland, Italien, Spanien und Frankreich und später nach Deutschland verpflanzt. Werden die Bäume veredelt und kultiviert, so tragen sie veredeltes Obst, welches zu manchem Gebrauche verwendet werden kann, währenddem das Obst der wildwachsenden Bäume kaum genießbar ist. Die Kultur vermag außerordentliches zu leisten, sowohl an Qualität wie an Quantität, allein den Bäumen hat man gleiche Sorgfalt und Pflege zu widmen, wie jeder Kulturpflanze; sie sind auch stets dankbar dafür, indem sie alljährlich Erträge liefern, wenn ihnen durch Düngung das gereicht wird, worauf der Baum Ansprüche macht.

Der Boden besteht aus einem Gemenge von verschiedenen teils mehr, teils weniger verkleinerten Mineralien, welche in Verbindung mit aufgelösten Stoffen aus dem Tier- und Pflanzenreich als Standort und als Nahrung den Pflanzen dienen. Durch die Düngung des Bodens werden ihm solche Materien zugeführt, die seine Fruchtbarkeit befördern und verbessern. Diejenigen Nahrungsstoffe, welche die Pflanzen in ihrem Standort von dem Boden erhalten und die von den Pflanzenwurzeln eingesaugt werden, nennt man unorganische oder mineralische Pflanzenstoffe. Das Wachstum der Pflanzen vom Keimen bis zur Reife besteht darin, daß sich diese mineralischen Bestandteile in ihr langsam zusammenfinden und verbinden. Wird eine Pflanze verbrannt, so besteht die Asche aus sehr vielen unorganischen Salzen; aus Schwefel, Phosphor, Kali, Natron, Chlor, Kiesel- und Kalkerde.

Die verbrennbaren oder organischen Stoffe einer Pflanze dagegen bestehen aus Wasser, Holzfasern, Stärke, Harz 2c. Die Natur tritt hilfreich zur Seite, sie macht die Kohlensäure geeignet, ihre Thätigkeit besonders dahin auszudehnen, die pflanzennährenden Bestandteile im Boden aufzulösen und der Pflanze anzueignen, wie das Kali, Magnesia, Phosphorsäure und Schwefelsäure; doch ist sie nicht im stande, das Kali, den Hauptbestandteil der Baumfrucht, nach Bedarf zu ersetzen, namentlich nach Obstjahren, wo dem Baum so sehr viel Kali entzogen wurde. Dem Baumbesitzer wird zur Aufgabe gemacht,

mittelst kalihaltigen Düngerarten dem Boden wieder das Fehlende zu ersetzen. Ein Bedürfnis, das in einer nördlichen Lage, wo die Kohlensäure weniger rasch ihre Thätigkeit äußern kann, um so öfters zu wiederholen und dringender geboten ist. Hier leistet besonders ein strohiger Dünger ausgezeichnete Dienste, denn er gewährt noch den weiteren Vorteil, daß durch die Beimischung eines strohigen Düngers der Boden nicht allein mit Kali bereichert, er wird auch dadurch mehr in lockeren Zustand versetzt und erwärmt, wodurch die Atmosphäre mit ihren düngenden Bestandteilen leichter einzudringen vermag. Durch das Eindringen der Atmosphäre wird der Verwitterungsprozeß außerordentlich beschleunigt und die sämtlichen im Boden düngenden Bestandteile dadurch aufgelöst. Wie in dem Erdreich die verschiedenartigsten Pflanzennahrungsstoffe sich vorfinden, so sind auch in der Luft solche Bestandteile vorhanden, die zur Keimung, zur Belebung, zum Wachstum und zur vollständigsten Ausbildung beizutragen haben. Die ganze Luftmasse, welche unsern Himmelskörper nach Gottes Anordnung umgibt, wird Atmosphäre oder Dunstkreis genannt. Sie ist für das Wachstum und Gedeihen der Pflanzen ebenso wichtig als der Boden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die gesamte Pflanzenwelt von Wasser, Kohlensäure und Ammoniak sich bildet und ernährt, daß sie von dem Wasser ihren Sauerstoff und Stickstoff, von der Kohlensäure ihren Kohlenstoff, von dem Ammoniak ihren Stickstoff nimmt. Leider kann man die traurige Wahrnehmung täglich machen, daß in den meisten Gärten die Behandlung und Pflege der Bäume eine ganz verwahrloste ist, es wird kein Baum gereinigt, kein schadhaftes Holz entfernt, viel weniger daß man nach der Ursache des Dürrwerdens der Aeste auf den Grund zu kommen sich bemüht, häufig werden Aeste abgesägt, um den an Magerkeit leidenden Baum wieder zu verjüngen, wodurch sie dann den Baum um so schneller zu Grund richten, anstatt daß sie einen Baum umgraben um nachzusehen, ob nicht die Wurzeln auf Steine stoßen, an Versumpfung oder an Bodenarmut leiden. Steine sind auszugraben und zu entfernen, stauendes Wasser abzuleiten, magerer Boden ist zu beseitigen und die Grube mit humusreichem Boden aufzufüllen. Dadurch werden die Bäume sich bald wieder erholen, rasch fortwachsen und reichlich Früchte tragen. Das nenne ich Verjüngung der Bäume, nicht aber das Absägen gesunder Aeste. So vernünftig soll doch jeder Baumbesitzer sein, daß wenn man einem Baume allzuviel Aeste nimmt, daß man ihm auch seine atmosphärische Düngung raubt und er doppelt rasch zu Grunde gehen muß. Je kräftiger und blattreicher ein Baum ist, um so mehr ist er im stande, atmosphärische Düngung aufzunehmen. Der Forstmann duldet nicht, daß man dem Waldbaume Laub entzieht; dem Obstbaumbesitzer fällt es in Jahrzehnten nicht ein, dem Baum eine so nötige Düngung, namentlich nach Obstjahren, zu geben, wo doch dem Baume doppelt viel Nahrung entzogen wurde.

M. Fries.

Unsere Bilder.

Citadelle und Moschee der Semiramis. An den Namen der assyrischen Königin Semiramis, welche einst Persien Syrien, Arabien und Aegypten eroberte, knüpfen sich in Ermangelung einer genau verbürgten Geschichte unzählige dunkle Sagen und Ueberlieferungen, von denen einige noch in die Gegenwart hereinragen und deren eine an unsern vorstehenden Holzschnitt anknüpft. Reisende berichten nämlich, in jenem unabsehbaren Landstrich, der sich jenseits des Jordans zwischen Syrien, der Sinaihalbinsel, Arabien und Messopotamien ausdehnt, eine kleine, morgenländische Stadt berührt zu haben, über welche sich, frei aus der Wüstenfläche emporsteigend, ein steiler, beinahe unbesteiglicher Felsenkegel sich erhebe und auf seiner Kuppe ein Kastell und eine Moschee trage, an welche sich noch heute der Name der Semiramis knüpfe. Die eigenartig kühne Form dieses Felsenhauptes und die Gestalt der auf demselben ruhenden Gebäude mit ihren schlanken Minareten lassen diese Ansicht eher als ein üppiges Phantasiegebilde wie als an die Ansicht einer thatsächlich vorhandenen Stadt und Feste erscheinen, zumal da der Name der fabelhaften Königin damit in Verbindung gebracht ist, als ob diese einst hier eine Feste erbaut und bewohnt habe. Wir geben daher die Ansicht ohne Garantie der Echtheit und überlassen es den Geographen und Archäologen, das Thatsächliche dieser Verhältnisse zu ermitteln.

O. M.

Allerlei.

— Bei einer der jüngsten Vorstellungen der „Hugenotten" in Pest rief eine Dame kunstbegeistert aus: „Es geht doch nichts über die Hugenotten," worauf ihr Gemahl ganz phlegmatisch entgegnete: „Ausgenommen die Banknoten!"

— In New-York richtete ein Herr ein leidenschaftliches Schreiben um Herz und Hand an eine Dame, fügte aber folgende Nachschrift bei: „Senden Sie hierauf gefälligst eine schleunige Antwort, da ich noch eine andere Person im Auge habe."

— Der Ertrag der deutschen Bergwerke, Salinen und Hüttenwerke ist bedeutender als man gewöhnlich annimmt. Im Jahre 1883 gewann man an Steinkohlen 293,628,000 Mark, an Braunkohlen 39,097,000, Steinsalz 2,090,000, Kochsalz 12,617,000, Kalisalzen 11,652,000, Eisenerz 39,319,000, Zinkerz 8,890,000, Bleierz 18,091,000, Kupfererz 16,069,000, Silber- und Golderz 4,400,000, Chlorkalium 19,666,000, Roheisen 184,984,000, Zink 33,730,000, Blei 21,928,000, Kupfer 24,384,000, Silber 35,088,000, Gold 1,278,000, Schwefelsäure und Vitriol 14,380,000. Von Torf ist hier nicht die Rede. Der Ertrag der zahlreichen Salinenbäder, von Salzbronn in Lothringen bis Salzbronn in Schlesien, und der noch wichtigeren Mineral- und Thermalquellen läßt sich nicht genauer abschätzen.

S.

— Advokat: „Ich habe gewiß viel für Euch gethan und zwar ohne den verdienten Lohn." — Bauer: „Gott vergelt's Ihna, wenn auch nicht in dieser Welt, wenigstens recht bald in der anderen!"

Frische Wunden sind gut heilen. Ein Korrespondent vom Lande beschreibt eine Hausapotheke, die in abgelegenen Dörfern gute Dienste leisten könnte. Mit einem hölzernen Kistchen erhält man eine Schachtel von Karton, bei größerer Ausgabe ein verschließbares Kästchen von poliertem Nußbaumholz. In 25 Fächern stecken 9 größere und 16 kleinere Fläschchen. Die Pfropfen sind mit weißem Leder bedeckt und mit Nummern versehen. Das Verzeichnis der Heilmittel steht auf der inneren Seite des Deckels. In der illustrierten Preisliste, welche die Zentralapotheke des Dr. Willmar Schwabe in Leipzig veröffentlicht, findet man 26 Abbildungen von Hausapotheken, vom Taschen-Etui bis zur Tierapotheke und zum Wandschranke.

S.

Humoristisches.



Fräulein: „Wann gedenken Sie das Assessorexamen zu machen?"
Referendar: „O! damit hat es Zeit, denn ich gedenke noch nicht zu heiraten."

Silbenrätsel.

Aus folgenden 33 Silben sind 12 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten hinauf gelesen, einen Philosophen und eines seiner Werke ergeben.

he ra ung rapp es co
le ron o en vi se bar
ral me ba to hel pi cal
ha vär da al ki kop por
el sa de ri dos um ner de

1) Ein Teil Afrika's. 2) Berühmter Dichter. 3) Mittelalterliche Waffe. 4) Arzneimittel. 5) Insel. 6) Ein chirurg. Instrument. 7) Stadt Italiens. 8) Ein Prophet. 9) Ein Berühmter Spanier. 10) Komitat Ungarns. 11) Beliebtes Ballet. 12) Französischer General.

Bilderrätsel.



Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:
Putbus, Adele, Rigi, Iserlohn, Soane. Paris-Seine.

Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird strafrechtlich verfolgt.

Redaktion von E. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.